Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 23. Bromberg, den 1. Februar 1927.

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

Inzwischen war das Souper beendet. Rauchend und plaudernd saß man in der Halle. Jenny inmitten der drei Herren, deren sie sich nicht hatte erwehren können, und die sie jetzt ganz erträglich fand, da sie mit dem Smoking bessere Manieren angelegt hatten. Die Zigarette des Dr. Weibezahl war sogar recht gut, und der schwarze Kaffee mundete ihr vortrefflich. Dazu kam, daß ein feines, ungekanntes Rauschgefühl sie umnebelte und für die Galanterien der Herren empfänglicher machte, wie ja auch das Opium trotz seiner betäubenden Macht die Sinne schärft. Sie war im Begriffe, ihre Seele eines kleinen, unwissenden, im geduckten Alltag bescheidensten Lebens verfangenen Mädels zum Gewissen, zum bewußten Empfinden einer Frau reifen zu lassen, die zum ersten Male den Wünschen, Hoffnungen und Anfechtungen des Daseins gegenübersteht. Aus Verzweiflung, Furcht, grausen Ängsten, Zufällen und Widrigkeiten ahnte sie zum ersten Male Schicksal, und die Art, wie sie gelernt hatte, diesem Schicksal die Stirn zu bieten, erfüllte sie mit einem bei aller Naivität fast stählenden Stolz und dem festen Willen aus den Unberechenbarkeiten eines unverhofften Abenteuers den Ausstieg zu suchen und jedenfalls den Ausweg zu finden, ohne auch nur den Schatten eines Rauches auf ihre Persönlichkeit fallen zu lassen.

Dr. Hüngerl ging vorbei, zufrieden und dankbar, wie immer. Er grüßte Jenny mit kameradschaftlicher Freundlichkeit, und sie empfand ohne inneren Widerspruch, was sie angesichts dieses wunderlichen Menschen wohl von Anfang an gefühlt hatte: hier war Sicherheit und Zuverlässigkeit. Sie warf die Zigarette fort, stand rasch auf.

„Wollen wir ein wenig promenieren, Herr Doktor?" rief sie Hüngerl nach, der mit seinen kurzen Schritten dem Ausgang zustrebte.

„Herzlich gern!" verneigte sich Hüngerl.

„Einen Augenblick! Ich hole nur einen Umhang!" Und sie hüpfte rasch die Treppe hinauf, während Hüngerl auf sie wartete und sich in sein Buch vertiefte, als gäbe es keine lachenden, lärmenden Menschen um ihn, knatternde Foxtrottmusik und unverschämte Blicke.

Das galante Kleeblatt war betroffen. Wahrhaftig! Aus dieser Frau wurde man nicht klug. Kaum vermeinte man, Fidikuk aus dem Weg geräumt zu haben, da wandte sie sich einer noch übleren Erscheinung zu. Wobei besonders peinlich auffiel, daß sie scheinbar überhaupt kein Verständnis für die chevaleresken Formen des Flirts in der besten Gesellschaft hatte, die die drei Herren repräsentierten. Der Major blies den Rauch der Havanna von sich, hob die Schultern und sagte:

„Nua — meine Herren — ein Weib weniger, ein Frieden mehr. Trotzdem: warten wir's als Zuschauer ab. Das bin ich ja gewöhnt. Ich habe eine monatelange Entscheidungsschlacht abwarten müssen, und ich kann Ihnen aus diesem Erlebnis nur soviel verraten, daß — — —"

Und er führte zum soundsovielten Male aus, was geschehen wäre, wenn — — und was in seinem grundlegenden Buche bewiesen sei. Dr. Weibezahl hörte nicht zu, sondern ärgerte sich und schielte wieder zu den Damen Hesefand hinüber. Eigentlich war Mimi gar nicht so zu verachten. Sie hatte vielleicht sogar das Zeug, eine charmante Gattin zu werden, wenn man sie richtig aufzog.

Jacinto Puma aber faßte einen Entschluß.

6.

„Sagen Sie, lieber Herr Doktor", sagte Jenny zu Hüngerl, mit dem sie in der duftenden Nacht spazieren ging, „kennen Sie einen gewissen Francis Fidikuk?"

Der gelehrte Sohn der Brotfabrik dachte nach. „Fidikuk? Fidikuk? Nein, ich erinnere mich nicht — — — oder halt! Aber das wird ein anderer sein, denn wie sollten Sie — —? Ich entsinne mich nämlich, vor einem Jahr etwa mal eine Zeitschrift gesehen zu haben. „Das gläserne Pferd". Darin ließen sich die jungen Herren vernehmen, die der Meinung waren, das Deutsch, das Schiller und Goethe, Kant und Bismarck gesprochen und geschrieben hatten, sei überlebt, und man müsse endlich, da Deutschland unter fremden Ketten läge, auch seine Sprache entdeutschen. Es war wohl ein bißchen Hysterie, ein bißchen Snobbismus und ein bißchen Verstiegenheit. Jedenfalls: diese jungen Leute, die aus der Sprache unserer Heimat ein fremdes Gemach herstellen wollten, tobten sich im „gläsernen Pferd" aus, und ich erinnere mich, unter den Mitarbeitern auch einen gewissen Fidikuk gelesen zu haben. Mehr habe ich aber von ihm nicht gelesen, und insoweit ist der Expressionismus in diesem speziellen Falle unschädlich geblieben."

„Expressionismus?"

„Ja — so nennt sich die Richtung. Gott, gnädige Frau man darf solche Dinge nicht tragisch nehmen, nicht einmal ernst. Expressionismus ist das Programm einer Sekte. Niemals hat eine Sekte die Religion verdrängt, und das Deutsch eines Goethe wird immer Religion bleiben, die Sekte eines Fidikuk aber nur törichte Spielerei mit geistigen Werten, deren man auf andere Weise nicht teilhaftig werden kann."

„Also ist ein Expressionist so etwas wie ein Narr?"

„Das nicht! Im Gegenteil: ein Expressionist hält die andern zum Narren. Es ist eine moderne Abart des Bohémiens — mit anderen Mitteln, und man kann sich nur darüber freuen, daß die wirklichen Könner unter ihnen rechtzeitig den Weg zum dichterischen Ernst gefunden haben. Ob freilich Herr Fidikuk —? Aber wie sollten gerade Sie zu ihm kommen?"

„Er ist hier!"

„Im Hotel?"

„Jawohl! Der große, blasse, schwarzhaarige junge Mann mit den müden, schwärmerischen Augen."

„Ich habe ihn nicht gesehen, aber ich sehe die wenigsten Menschen. Es sei denn, daß sie sich aufdrängen wie zum Beispiel der Empfangschef im Hotel, der mir eine Abfindung anbot, wenn ich mit der ersten Möglichkeit Adlersgreif verlassen wolle."

„So eine Frechheit!"

„Durchaus nicht! Kein Mensch ist frech, der etwas seiner Meinung nach Notwendiges unternimmt. Und in den Augen dieses Herrn ist es notwendig, einen Gast zu entfernen, der kompromittierend wirkt. Und ich wirke natürlich hier kompromittierend mit meinem Lotteriegewinn. Aber deswegen bleibe ich doch!"

„Bravo!" rief Jenny und hielt dem Dr. Hüngerl ihre Hand hin, die er herzlich drückte. „Aber schließlich, gnädige Frau, welches Interesse nehmen Sie an Herrn Fidikuk?"

Es war sehr gut, daß man in der Dunkelheit nicht sah, wie Jenny rot wurde. „O — gar keins!" erwiderte sie.

„Ich interessiere mich wirklich nicht für ihn, aber — leider — er interessiert sich für mich!"

„Kein Wunder! Das werden Sie wohl noch öfter erleben!"

„Aber er hat mir ein Gedicht geschickt."

„Alle Wetter! Schon? Und ein Expressionist, der, wenn er sich für eine Dame interessiert, zu dem uralten Mittel poetischer Information greift — — Er ist ein expressionistischer Blender! Darf ich das Schriftstück sehen?"

„Bitte!" Und Jenny reichte ihm das schwarze Billettdoux.

Dr. Hüngerl griff in die Schoßtasche seines Rockes und brachte die uns bereits bekannte Knipslampe zum Vorschein. Er ließ sie aufblitzen und las in ihrem kleinen, gelben Schein Fidikuks Gedicht: silber auf schwarzem Papier. Ein uns schon bekanntes Gedicht, das mit den Worten „Traum funkelt Nacht" begann und mit den Worten „Begierde wacht!" endete.

„Was sagen Sie zu dieser Gemeinheit?" fragte Jenny, als Hüngerl nach sorgfältiger Lektüre das Licht ausknipste und ihr das Papier zurückgab. „Das Zeug lag auf meinem Zimmer!"

„Hm!" Hüngerl hatte ein unmerkliches Lächeln in den Mundwinkeln. „Expressionismus ist das nicht!"

„Nein? Und ich dachte gerade — — —"

„Dazu ist es ja viel zu deutlich!"

„Unerhört ist es!"

„Ohne Erregung, gnädige Frau! Es ist die Manier des Herrn Fidikuk, Begeisterung zu versenden. Und er hat das unbestreitbare Recht, seine Gefühle zu äußern, wie es ihm beliebt!"

„Aber beleidigen darf er mich doch nicht!"

„Nichts wird ihm ferner gelegen haben."

„Was tut man da?"

„Dreierlei: man lacht, man zerreißt das Papier und man lacht noch einmal!"

„Na — dann will ich noch etwas draufgeben: ich werde Herrn Fidikuk meine Meinung sagen."

„Wie Sie denken!" Und Hüngerl sah Jenny von der Seite ein ganz klein wenig ironisch an. „Aber was versprechen Sie sich davon?"

„Ich will ihm Respekt vor Damen beibringen!" erklärte Jenny erhaben.

„Wofern er den Respekt vor Damen verletzt zu haben glaubt. Aber ich nehme an, daß er im Gegenteil vermeint, Ihnen ganz besondere Hochachtung erwiesen zu haben. Einen Augenblick, meine Gnädige. Sie kennen das sonderbare Wesen noch nicht, scheinbar wenigstens, das durch unsere spezifisch europäische Kultur als sogenannter „Intellektueller' marschiert. Diese Menschen gewöhnen sich daran, alles, was sie tun und erleben, einseitig unter den Gesichtspunkt der geistigen Selbstüberschätzung zu stellen. Ihr Hochmut, ihr Dünkel, ihre Anmaßung, ihre schamlose Eitelkeit ist grenzenlos. Sie sind reine Condottieri des Cerebralen oder auf gut Deutsch: Selbstherrliche von Verstandes Gnaden! Wem sie einen Beweis des Vorhandenseins ihres Verstandes geben, den zeichnen sie aus, den stellen sie mit sich auf gleiche Stufe, dem erweisen sie Respekt. Sie leben literatisch, nicht literarisch dahin und streuen Weihrauch vor ihres Fußes Schritt. Dasselbe tut und tat auch Ihr Herr Fidikuk. Er wollte mit seinem — ich gebe zu — fragwürdigen Poem nichts anderes, als Weihrauch streuen. Vor Ihres Fußes Schritt. Er hat Ihnen Verse in Paradeuniform gestiftet, er hat Sie seiner würdig erachtet, und wenn Sie nun kommen und ihm „Respekt vor Damen" beibringen wollen, so werden Sie ihn völlig verständnislos finden, denn es ist das Tragische in der geistigen Verfassung des Intellektuellen, daß ihm der Dünkel dermaßen zur zweiten Natur geworden ist, daß er den Vorwurf einer Pose überhaupt nicht begreifen würde. Und diesen Vorwurf würden Sie ihm in gewissem Sinne machen!"

Jenny hatte — das soll zugestanden sein — die psychologischen Ausführungen des Dr. Hüngerl nicht völlig kapiert. Insbesondere unterlag ihr Verständnis im Kampfe mit den vielen Fremdwörtern, aber soviel hatte sie doch begriffen: wenn ein dermaßen gelehrter und umfassend gebildeter Mann wie Dr. Hüngerl das Verhalten Fidikuks nicht allzu tadelnswert fand, so ziemte es ihr, Jenny, gewißlich nicht, darin eine Todsünde zu erblicken. Und diese Erkenntnis war ihr nicht einmal unangenehm, woraus man immerhin schließen darf, daß Francis Fidikuk einen gewissen Eindruck auf die Frau Generalkonsul Pasada gemacht hatte.

Sie bedauerte fast, ostentativ zur Seite geblickt zu haben als sie vorhin Fidikuk am Treppenpodest gesehen hatte. Er stand in förmlich verzückter Pose da, als sie, gehüllt in den schweren spanischen Seidenschal (Prachtstück, Schöpfung des Ateliers „La Charmeuse", Paris. Einkaufspreis 1200 Franken, Verkaufspreis 1500 Mark) an ihm vorüberrauschte. Es galt, etwas gutzumachen.

Sie tat, als ob sie fröstele und bat Hüngerl umzukehren. Der Philosoph hörte sie erst nicht. Er wandelte weltabwesend dahin, den Kopf im Nacken und die Augen hinter der funkelnden Brille auf den Sternhimmel fixiert. Da stolperte er über einen Stein, „das Immanente im Mythos" klatschte in den Staub, und um ein Haar wäre ihm Hüngerl gefolgt. Er hob rasch das Buch auf, wischte den Staub mit seinem Taschentuch sorgfältig ab und stotterte eine Entschuldigung, Jenny lächelte:

„Sterngucker!" sagte sie. „Hat Ihnen der Mond ein Märchen erzählt?" Warum klang ihre Stimme so weich und voll?

Hüngerl merkte es nicht. Er legte nur Gewicht darauf, sich von dem eines Gelehrten unwürdigen Vorwurf des Sternguckers und Mondmärchenlauschers zu befreien. Er sagte:

„Wobei wohl eigentlich der Intellektuelle mir entgegenhalten dürfte, daß seine Einschätzung des eigenen Denkwertes auf die erste und sicherste Erkenntnis des Philosophen überhaupt im Sinne des Renatus Cartesius gegründet ist und in dem berühmten Satze „Cogito, ergo sum!" Stütze und Beweis findet."

Sie schritten zurück durch die raunende Nacht. Über die Felder wehte es lau herüber von sommerlichen Düften, weich trieb der Wind. Jenny meinte träumerisch:

„Dann wäre also Herr Fidikuk auch ein Philosoph, und am Ende kennt er jenen — jenen — — —"

„Renatus Cartesius?" Sie nickte. Hüngerl lächelte mitleidig.

„Der lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts, gnädige Frau," belehrte er, „sollten Sie wirklich niemals etwas von ihm gehört haben? Oder ist Ihnen die französische Form seines Namens bekannter? René Descartes?"

Aber Jenny kannte von französischen Namen nur Paquin, Poiret Alphonso — Marie, Judicet Fils, Madame Arrant und andere Pariser Modefirmen.

„Sie werden ihn jetzt nicht mehr vergessen," meinte Hüngerl im Tonfall eines nachsichtigen Oberstudienrates. „Er ist wichtig, und es ist gerade mit Beziehung auf unser Thema über die geistige Bedeutung des Intellektuellen wissenswert, daß er sich in Übereinstimmung befindet mit dem berühmten Spinoza, der in seinem Tractatus politicus sagte: „sedulo curavi, humanas actiones non ridere, non lugere, neque detestari, sed intelligere!" Auch er meint also, daß man die menschlichen Handlungen nur durch „begreifen", also durch rein intellektuelle Mittel, zu erkennen vermöge. Und auch im Corpus juris Hungaricae — — —"

Aber Jenny hörte nicht mehr zu. Sie hatte das Gefühl, als ob ihr jemand kleine spitzige Kiesel auf den Kopf würfe, und fast war sie Hüngerl ein bißchen böse, daß er in dieser wundervollen Nacht nichts anderes zu erzählen wußte, als unter Jahrhunderten verschüttete Dinge. Wenn sie sich vorstellte, wie mutmaßlicherweise ein Spaziergang mit Francis verlaufen wäre! Obzwar sie auch da nicht sicher war, ob man sie mit Intelligenz gefüttert hätte. Allerdings in bunterem Gewande. Vielleicht war es aber — gerade im Dunkel einer schwingenden Frühsommernacht betrachtet — doch besser, mit Hüngerls alten Philosophen geprügelt zu werden, als in den Bann Fidikukscher Intelligenzpoesie zu geraten. Traum funkelt Nacht, Kuß jauchzt auf deinen — —

Sie waren angelangt. Jenny reicht Hüngerl rasch die Hand.

„Vielen, vielen Dank, Herr Doktor, für Ihre interessanten Erzählungen. Und den alten Professor, den — den Poiret a la Carte vergesse ich nun wirklich nicht mehr!" Und sie fuhr im Lift hinauf, ein Gähnen bezwingend, während Hüngerl sich überlegte, wo um Gottes willen er von einem alten Professor namens Poiret a la Carte gesprochen haben mochte? Kopfschüttelnd stieg er zu Fuß die teppichbelegten Treppen empor, denn der Lift war jetzt immer besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Muttersegen.

Skizze von Franz Carl Endres.

Das reizendste und gepflegteste Häuschen in dem holländischen Fischerdorf gehörte einem freundlichen, alten Herrn den alle Dorfbewohner liebten. Sie nannten ihn nur „den alten Herrn", und man mußte sich schon gehörig erkundigen, bis man erfuhr, daß das ein Herr van Loosen war, der da seine Blumen pflegte, seine Hühner züchtete und nach seinen Bienenkörben sah.

Er galt als wohlhabend, half den Armen und lebte in vollkommener Zurückgezogenheit.

Sein einziger Umgang war der Arzt des Dorfes. Mit dem saß er abends oft zusammen. Aber dieser Arzt war auch ein halber Sonderling, der nichts erzählte. Und da war noch eine alte Haushälterin bei van Loosen. An die wandten sich anfangs die Neugierigen. Aber auch das war vergebens. Sie war jedenfalls immer dann stocktaub, wenn die Frage auf den alten Herrn kam. An einem Frühlingsmorgen sah man sie eilenden Schrittes durch das Dorf dem Hause des Arztes zustreben. Sie war ganz verweint und jammerte vor sich hin. Der Arzt kam mit ihr zurück und betrat das Schlafzimmer seines Freundes. Der war tot. Er war gestern abend eingeschlafen und war heute morgen nicht mehr erwacht.

Die alte treue Dienerin schluchzte. „Er hat verlangt, daß nach seinem Tode dieser Brief Ihnen gegeben werde", sagte sie und reichte dem Arzt einen versiegelten Umschlag.

Erst am Abend kam der Vielbeschäftigte dazu, den Brief zu lesen. Und da stand mit der zierlichen Schrift des alten Herrn geschrieben:

„Lieber Doktor! Wir haben uns oft über jene Dinge unterhalten, die jenseits menschlicher Erkenntnis liegen. Wir waren da verschiedener Ansicht. Sie glauben nur das, was Sie zu wissen vermeinen, ich glaube etwas mehr. Aber eine Tatsache, die ich als Beweis hätte verwenden können wollte ich, so lange ich lebte, nicht preisgeben. Wenn Sie diesen Brief lesen, bin ich tot, und dann mögen Sie es erfahren.

Mein Vater verarmte vollkommen und beging in der Not einen Diebstahl. Er wurde verhaftet und erhängte sich in der Gefängniszelle. Meine arme Mutter, die edelste Frau von allen, die ich je gesehen, geriet mit mir (ich war damals zehn Jahre alt) in die bitterste Not. Es ist mir heute noch in entsetzlicher Erinnerung, wie wir gehungert und gefroren haben. Endlich gelang es meiner Mutter, eine Anstellung in einer holländischen Firma zu erreichen, aber diese Firma war auf der fern im Ozean gelegenen Insel Mauritius. Meine Mutter mußte sich von mir trennen. Ich kam in ein Waisenhaus. Ich sehe noch heute meine Mutter vor mir, wie sie weinte, und ich sehe ein weißes Taschentuch von einem hohen Schiffsdeck flattern und mir Grüße winken und dann im Nebel des Meeres verschwinden.

Meine arme, liebe Mutter ist von Mauritius nicht mehr zurückgekehrt. Ich lernte ein Handwerk, aber ich blieb nicht dabei. Sie wissen ja, daß ich Kunstmaler wurde. Die ersten Jahre ging es zur Not. Meine Mutter hatte jeden Monat einige Gulden erspart, die sie mir schickte. Aber dann kam ein Brief, den sie auf ihrem Sterbebett geschrieben hatte. Sie sandte mir mit zitternder Schrift ihren Segen als einziges Erbe. Die Firma teilte mir gleichzeitig mit, daß meine Mutter gestorben sei.

Diesen letzten Brief meiner Mutter trug ich mein ganzes Leben lang auf dem Herzen. Ich kämpfte mich durch, so gut es ging. Und dann kam, als ich schon an der Grenze des Alters stand, das schreckliche Augenleiden, das mich zwang, meinen Beruf als Künstler aufzugeben. Nun stand ich vor dem Nichts.

Als er wieder zu hungern und zu frieren anfing, und alles, was ich besessen hatte, den Weg in das Leihhaus gegangen war, beschloß ich, meinem Leben ein Ende zu machen.

Ich sprang von einer Brücke in eine tiefe stille Gracht. Obwohl es Nacht war und die Stelle in einem sehr menschenleeren Teil von Amsterdam sich befand, wurde ich gerettet.

Ich erwachte im Bett in einem großen Krankenhaus. Ein freundlicher Arzt stand neben mir und lachte mich an. Er plauderte mit mir, und ich erzählte ihm von meiner großen Not.

Ich zeigte ihm auch den Brief meiner Mutter, der in seinem Wachstuchetui ganz trocken und unverletzt mit mir gerettet wurde.

„Der Segen meiner armen Mutter," sagte ich. Und vielleicht lang Bitterkeit in meinen Worten. Denn der Arzt sagte sehr ernst: „Ganz recht, der Segen Ihrer Mutter! Mutterliebe ist stärker als das Schicksal, mein Freund. Sie wissen nicht, daß Ihre Mutter Ihnen ein sehr schönes Erbe hinterlassen hat."

Ich wußte es wirklich nicht und lächelte ein wenig.

Aber da wies der Arzt auf die Briefmarke. „Die Marke", sagte er, „ist älter als 40 Jahre, und inzwischen ist sie zu einer der größten Seltenheiten geworden. Die Sammler zahlen unerhörte Summen für diese eine Marke."

Ich gab den Briefumschlag dem fraglichen Arzte und einige Tage später trat er freudestrahlend an mein Bett.

„Hier, mein Freund," sagte er und es kamen Tränen in seine Augen, „ist der Segen Ihrer Mutter. 30 000 Gulden habe ich für die Marke erhalten. Nun ist alle Not zu Ende."

Ich wurde fast blind, aber ich konnte von den Zinsen dieses Geldes mein bescheidenes und glückliches Leben führen, dem hoffentlich ein ruhiger Tod folgen wird." — —

Als der Dorfarzt den Brief gelesen hatte, blieb er noch lange in tiefem Nachdenken im behaglichen Großvaterstuhl sitzen.

„Es ist eigentümlich," sagte er vor sich hin, „sehr eigentümlich, und ich kann, so gern ich wollte, nicht an einen Zufall glauben."

Aegypten-Fahrt.

Von Pfarrer Friedrich Just.

I.

Alexandria oder meine erste Berührung mit Afrika.

Wir stehen am Bug des Schiffes und schauen aus. Die Uhr ist um eine halbe Stunde vorgedreht. Gegen 1 Uhr mittags wird am fernen Horizont ein weißer Strich sichtbar, der allmählich zu einem schmalen Streifen wird. Bald sieht man auf diesem Streifen eine Spielzeugstadt mit Schornsteinen, Türmen und weißer Häuseransammlung. Der Leuchtturm, der ewige Pharus, und zwei Funktürme treten hervor. Die Stadt dehnt sich immer länger aus. Kuppeln und schlanke Minaretts kann man aus den Häusern herauskennen. Einzelne Palmen stehen am Strande. Ein merkwürdig heller, gelber Schein liegt auf dem Lande. Eine Windmühle mit acht Flügeln steht auf einem Dünenhügel, davor einzelne Häuser. Fischerboote und Segler fahren vorüber. An der Mole wird ein Kohlenschiff von nackten Schwarzen ausgeladen. Ein Motorboot naht, im grünen Wimpel das Wort „Police". Es macht am Schiffe fest. Weiße und hellbraune Polizisten mit schwarzer Uniform und rotem stumpfen Zuckerhut — man nennt ihn fälschlich Fez, er heißt Tarbusch — auf dem Kopfe, steigen über. An unserem Schiffe weht die gelbe Quarantäneflagge. Die Schiffspassagiere müssen ihre Pässe vorweisen und etliche Piaster zahlen. Ich bin unter den Ersten und kann nachher in Ruhe das Treiben betrachten, das sich auf dem Wasser neben unserem „Helouan" abspielt. Da fahren Boote herum mit brüllenden Leuten in Pluderhosen mit Tarbusch und Turban und mit weißen, blauen, schwarzen Umhängen. Sie rufen die Hotels in Alexandria und Kairo aus. Besonders lebhaft wird's, als ein Boot herankommt mit einem schreienden Juden. Leibhaftig steht er da, als ob er in Galizien wäre, mit Pfropfenzieherlocken, den Peot nach 3. Mose 19,27, in dem schmierigsten Kaftan, den es geben kann, und schreit mit näselnder Stimme „Jeruschalajim! Jeruschalajim!" Der Name steht auch mit hebräischen Buchstaben auf dem Bootswimpel. Das soll das schmutzigste Hotel von ganz Alexandria sein, und der Ausschreier ist der Besitzer selber. „Jeruschalajim! Jeruschalajim!" Ein brauner Schreier in einem anderen Boot klopft mit der Hand an seine Kehle und bringt gurgelnde Laute hervor. Dabei zeigt er auf den schreienden Juden, und alle Boote lachen unbändig. Der Kaftanträger aber schreit unentwegt weiter: „Jeruschalajim!" Die Sanitätspolizei hat alles in Ordnung gefunden, die gelbe Fahne wird eingezogen. Das Schiff fährt an den Kai. Wir landen in Alexandria, der Gründung Alexanders des Großen (331 v. Chr.), der Schwelgestätte der Kleopatra, der Gelehrtenstadt des Clemens Alexandrinus, Athanasius und Arius, dem Tragödienplatz der Hypatia.

Am Landungsplatz läuft ein Haufen Schwarzer durcheinander, barfuß, in Pluderhosen, mit einem langen weißen Gewand und einer schwarzen Jacke darüber. Um den Kopf haben sie Tücher in allen Farben gewunden, etliche tragen einen Tarbusch mit darum gewundenem Turban. Ein dicker Schwarzer mit langem Stock, der Scheich der Gepäckträger, erscheint und stellt die schwarze Bande in Reih und Glied.

Die Landungsbrücken werden niedergelassen. Da rast die aufgestellte Schar los, stürzt sich mit Gebrüll auf das Schiff. Im Nu bin ich von 5, 6, 7 Wilden umringt. Der eine hält mich am Arm, zwei fassen meinen Koffer und zerren mit ihm und mir los. Ich habe mit meinen Mitreisenden verabredet, gemeinsam unsere Koffer zum Zoll befördern zu lassen. Wo aber sind sie, die eben noch mit mir zusammenstanden? Überall zerrende, zeternde schreiende schwarze Knäuel. Ich mache mich energisch von meinen Bedrängern los. Aber kaum sind sie verschwunden, da werde ich schon von einer neuen Meute umringt. Nein, ich lasse meinen Koffer nicht los. Wie ein Mückenschwarm! Kaum hat man die Blutsauger abgewehrt, kommen neue. Als ich mich gar nicht mehr zu wehren weiß, mache ich einen Umweg und gehe hinten herum vom Schiff. Nun bin ich wenigstens unten auf festem Boden. Aber kaum sehen mich etliche Schwarze, so stürzen sie auf mich. Ich wehre mich. Da naht ein schwarzer Hüne mit langem weißem Gewande. „Ich tragen", sagte er auf Deutsch. „Nein, ich

trage meinen Koffer allein!“ „Ich tragen! Gib her!“ „Du hast doch gehört, ich trage meinen Koffer allein!“ „Ich mitkommen.“ „Mach, daß du fortkommst, ich gehe allein!“ Er geht aber nicht, sondern bleibt an meiner Seite. Als ich mir überlege, was ich mit dem Burschen anfangen soll, ruft mit einem Male die Stimme des Berliner Fräuleins: „Hierher! Hier sind wir!“ Ein Portier mit der Mützenaufschrift „Hotel Windsor Kairo“ kommt mir entgegen. „Wir warten nur auf den Herrn Doktor, dann fahren wir mit dem Auto zum Zoll.“ „Ist das nicht schön, daß wir solchen netten Deutschen gefunden haben? Ich war schon am Verzweifeln. Der ägyptische Herr, der mich abholen wollte, ist nicht gekommen.“ — „Gib Geld!“ Der schwarze Hüne steht vor mir und hält die Hand auf. „Was? Ich habe meinen Koffer selber getragen.“ „Gib Geld!“ wiederholt er drohend. „Auf keinen Fall.“ Er bleibt neben mir stehen. „Was sagen Sie?“ wende ich mich an den Portier. „Ich trage meinen Koffer selber, und dieser hier verlangt Geld!“ Der Portier rückt mit den Schultern: „Sie sind in Afrika“. So ganz echt scheint mir der Deutsche doch nicht zu sein, sein Deutsch hat einen fremden Beiklang. „Was kostet es für eine Person, alles mit eingerechnet, bis zum Bahnhof?“ frage ich vorsichtig. „Sie sehen doch, es ist Taxe.“ Damit zeigt er auf den Taxameter. „Ja, wie hoch ist die Taxe?“ „Aber, mein Herr, es ist amtliche Taxe“, erwidert er ganz beleidigt. „Wenn Sie mir das nicht klipp und klar sagen können, wieviel, nehme ich ein anderes Auto.“ Damit greife ich meinen Koffer. „Aber Sie sehen doch, daß wir es mit einem Deutschen zu tun haben,“ sagt der Amtsrichter, „ich bin froh, daß ich aus der Hölle heraus bin.“ „Ich kann meinen Koffer allein zum Zollhaus tragen und will mich nicht unnütz übers Ohr hauen lassen. „Mein Herr, es ist Taxe.“ „Taxe hin, Taxe her, auf Wiedersehn!“ „Ach, lassen Sie mich nicht allein unter diesen schwarzen Räubern!“ schreit das Fräulein, „wäre ich doch in Berlin geblieben!“ „Weinen Sie nicht, dann fahre ich schon mit!“ „Meine Herrschaften,“ ruft jetzt der Portier, „wir müssen fahren, wir können nicht länger auf den Herrn Doktor warten.“ „Gut, nur vorwärts, daß wir den Zug nach Kairo nicht verspäten!“ „Gib Geld!“ Drohend steht der Schwarze vor mir. „Marsch fort, ich gebe nichts!“ Damit steige ich ein und das Auto rasselt ab. „Gott sei dank, daß Sie den los sind, vor dem habe ich ordentlich Angst bekommen.“ Nach wenigen Minuten halten wir vor dem Zollamt. Zerlumpte Schwarze greifen nach unseren Gepäckstücken. „Nein,“ schreit das Fräulein, „ich lasse mir mein Gepäck nicht stehlen!“ Die schwarzen Kerls aber hören nicht darauf, sondern zerren die Koffer herunter. Nun bin ich alles los. „Das sind unsere Kofferträger“, ruft der Portier. „Nein, meinen Koffer darf nur der anfassen, dem ich ihn zum Tragen gebe.“ „Fräulein, Sie sind nicht in Europa, sondern in Afrika.“ „Ach wäre ich doch in Berlin geblieben.“ Ich beruhige sie und gehe mit ihr ins Zollamt. Soviel Geschrei und Durcheinander von Menschen und Gepäck habe ich bis jetzt noch auf keinem Zollamt erlebt. Erstaunlich ist's nur, wie durch dies Gewühl sich ein Geldwechsler nach dem andern an einen drängt. Der Zollbeamte durchwühlt sehr gründlich mit einer unfaßbaren Gelassenheit den Koffer. Kaum hat er seinen Zettel gegeben, da fallen wieder zerlumpte Schwarze über unser Gepäck her, stoßen andere, die auch greifen wollen, mit rauhem Gebrüll zurück und stürzen nach dem Auto. Unser Fräulein schreit auf und läuft hinter den Schwarzen her, beruhigt sich aber, als die Gepäckträger wirklich unser Auto beladen.

Aufatmend lassen wir uns in die Autositze fallen. Endlich alles erledigt! Nun schnell nach dem Bahnhof! Das Auto setzt sich in Bewegung. Bald aber hält es vor einer Schranke. Die Zollzettel werden kontrolliert. Da steht wieder der schwarze Hüne vor mir. „Gib Geld!“ „Marsch fort!“ „Ich nicht fortlassen.“ Damit setzt sich der Kerl auf das Trittbrett. „Fahren Sie doch los!“ sage ich zu dem Portier. Der schüttelt mit dem Kopf: „Taxe!“ „Das ist noch schöner, der Kerl hat mir nichts getragen, und ich soll ihm Geld geben?“ „Ja, das ist hier Afrika.“ „Wie hoch ist die Taxe?“ „Gib 20 Piaster!“ schmunzelt der Schwarze. „20 Piaster? Ich gebe nichts.“ „Dann hierbleiben.“ „Fahren Sie doch los!“ „Das können wir nicht.“ „Dann bringen Sie mich auf die Polizei, ich will doch sehen, ob ich nicht Recht bekomme!“ „Ja Polizei,“ grinst der Schwarze, „gib 10 Piaster!“ „Das nutzt Ihnen auch nichts“, sagt der Portier. „Sie müssen stundenlang warten und erreichen doch nichts!“ Ach, verlassen Sie mich nicht! — Der Zug fährt weg. — Wäre ich doch in Berlin geblieben. — Dies Afrika. Die Zeit drängt, der Zug fährt sonst fort. Ich suche ein Zweipiasterstück heraus. Aber entrüstet weist es der Schwarze zurück. Ein Fünfpiasterstück habe ich nicht, so gebe ich dem Unverschämten ein Zehnpiasterstück. „Nun aber los!“ Das Auto braust ab. Plötzlich schreit das Fräulein auf: „Nun kommen sie alle hinter uns her. Ach wäre ich doch in Berlin geblieben. Die machen uns noch tot!“ Wir sehen uns um, und richtig: Da stürmen etwa dreißig bis vierzig schwarze Kerle hinter uns her, der Hüne voran, mit den Händen drohend und brüllend. „Was ist denn das?“ „Ich hab's gleich gesehen,“ sagt der Portier, „der Herr hat dem Kofferträger ein falsches Piasterstück gegeben.“ „Fahren Sie bloß, daß die Kerle uns nicht kriegen.“ Der Portier scheint auch ein wenig Bange zu haben und ruft dem Chauffeur etwas zu, worauf das Auto ein beschleunigtes Tempo anschlägt. Ein falsches Piasterstück? Also hat mich doch der Geldwechsler betrogen. Nun, da hat der Schwarze wenigstens die entsprechende Bezahlung für seine Dienste.

Bei der rasenden Fahrt durch die Straßen von Alexandria haben wir wenig Muße, das Straßenleben zu beobachten. Es ist alles so fremdartig und ganz anders. Auf dem Bahnhofe löse ich die Fahrkarten, während der Amtsrichter den Portier entlohnen soll. Es ist höchste Eile not. Die Fahrkarten bekomme ich schnell, aber als ich nachher in Ruhe mein Geld zähle, entdecke ich, daß mich der Schalterbeamte auch betrogen hat. Inzwischen hat der Amtsrichter die „Taxe“ bezahlt, für jede Person 35 Piaster und obendrein noch zehn Piaster Trinkgeld.

Der erste Ansturm in Afrika ist überstanden. Erschöpft lehnen wir uns an das dichte Wachstuchpolster unseres Bahnabteils. Da tut das Fräulein einen Freudenschrei „Abili! Abili!“ Ein europäisch gekleideter Ägypter steigt ein und wird stürmisch begrüßt. Es ist ein Arzt aus Kairo, der in Berlin studiert hat und fließend deutsch spricht.

„45 Piaster*) haben Sie bezahlt? 10 wären reichlich genug gewesen. — Aber so ist Afrika!“

*) Das ägyptische Pfund steht höher als das englische. 20 Piaster sind etwa 4,50 Mark oder 10 zł.

Bunte Chronik

* **Der erste 1927 entdeckte Komet.** Gemäß einem Telegramm der Sternenwarte Kopenhagen hat der Astronom Blathwayt in Südafrika am 13. Januar einen neuen Kometen entdeckt. Der Komet trägt die Bezeichnung 1927a Blathwayt und ist in der Helligkeit 9.0 Größenklassen. Seine tägliche Bewegung in Deklination beträgt rund ein Grad südwärts, so daß er, da der Entdeckungsort auf minus 29 Gr. Deklination liegt, nur im südlichen Himmel sichtbar ist.

*

* **Ein Über-Wolkenkratzer.** Die höchsten Wolkenkratzer in U. S. A. waren bisher das Woolworth-Gebäude in Neuyork mit 51 Stockwerken bei 792 Fuß Höhe und der Book Tower in Detroit mit 85 Stockwerken bei 873 Fuß Höhe. Jetzt ist Neuyork wieder dran. An der 42. Straße, die im Hauptgeschäftsviertel liegt, soll der „Larkin Tower“, immer mehr sich verjüngend, in und über die Wolken wachsen. Er wird 108 (hundertacht!) Stockwerke und 1208 (zwölfhundertund acht!) Fuß Höhe haben. Die Baukosten sind auf 22 (zweiundzwanzig!) Millionen Dollar veranschlagt!

*

* **Siamesische Zwillinge in der Baumwelt.** Ein merkwürdiges Naturphänomen gibt es in einem alten Park in Nevada zu schauen, nämlich zwei Bäume, die eine würdige Parallele in der Baumwelt zu den siamesischen Zwillingen darstellen. Sie sind nämlich (es handelt sich um zwei verschiedene Ulmenarten) zusammengewachsen, so daß sie einen Bogen bilden von einigen Fuß Höhe und etwa 1½ Fuß Breite. Alte Leute aus der Gegend können sich noch erinnern, daß der Abstand vom Boden vor etwa 50 Jahren sehr viel geringer war. Als Grund für die seltsame Bildung nimmt man an, daß einer der Bäume in seiner Jugend beschädigt sein mag, weswegen man ihn an den anderen Baum band, worauf dann die dauernde Verbindung fürs Leben entstand.

Lustige Rundschau

* **Umsichtig.** Die Dame zu ihrer Modistin: „Ich bitte Sie, mir drei Rechnungen über das Geld zu schicken: eine von 250 Mark für mich; eine von 450 Mark, die ich meinem Mann vorlegen werde, und eine von 600 Mark, die ich meinen Freundinnen zeigen möchte.“

* **Wortspiel.** „Warum ging der Theaterdirektor Müller eigentlich?“ — „Weil das Theater nicht ging.“

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.